In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 37. Posen, den 6. August 1927. Nr. 37.

Krasputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

13. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Nein. Sie schwor mir nachher, daß sie ganz unbeteiligt sei und vorher meinen Geburtstag nicht wußte. Dann sagte er mir noch aus meiner Jugend die wichtigsten Daten. Wie konnte er diese Geheimnisse wissen, von denen ich zu keinem Menschen gesprochen und die ich selbst alle schon lange vergessen?"

Rolf Matterton schaute sie nachdenklich an.

„Sie fragen ganz richtig — wie kann er das wissen, der gute Herr Ahrenberg? Das ist das einzige, was mich an all diesem Bluff interessiert."

Sie zuckte die Achseln.

„Mit Ihnen ist über das Thema der Wunder und mystischer Macht nicht vernünftig zu sprechen. Sie sind der geborene Skeptiker und wollen an nichts mehr glauben!"

„Oho!" lachte er —, „welch vernichtendes Urteil! Ich glaube an mich und an meine Bestimmung, die Menschen zu ärgern. Ich glaube hier an meine eisernen Muskeln. Ich glaube an das ewige Wunder der Schöpfung. Ich glaube an Ihre Entrüstung, Verehrte, und glaube vor allem stets an Ihre Schönheit. Und das soll noch immer zu wenig für mich sein?"

„Na, — spotten Sie nur! Einmal kommt schon ein Rätsel, das auch Sie nicht lösen. Dann fällt Ihre ganze Methode zusammen."

Er drehte pathetisch die Augen nach oben.

„Dann macht der Rolf Matterton radikal Pleite und handelt den Rest seines Lebens mit „Wundern". Zwei Dutzend für 'n Dollar."

Er hüstelte spöttisch und wurde schnell ernster.

„Ich weiß nicht recht, Ines, liegt es nur an mir oder wirklich an Ihnen . . . in letzter Zeit sind Sie entschieden verändert. Sie werden nervös, glauben plötzlich an Dinge, die Sie sonst verlachten, und lesen mir viel zu viel Bücher, die sich dilettantisch mit Mystik befassen. Hat etwa doch diese Gespensterkomödie des Totenkopfs eingewirkt? — Will es nicht hoffen."

Sie schob ungeduldig die Hände zusammen.

„Jetzt sehen S i e aber Gespenster, mein Lieber! Ich hatte schon immer Interesse für alles, was fremd und okkult ist."

„Interesse und Glauben ist auch nicht das gleiche."

„Glauben! Glauben! Was heißt denn das — Glauben? Ich prüfe doch Tatsachen, ehe ich glaube. Ich glaube nichts, lasse mich nur überzeugen. Wenn ich etwas sehe, selbst höre und fühle, dann muß es doch da sein. Wie sollte ich denn sonst das Leben verstehen, das rund um mich vorgeht?"

„Schön!" nickte er und nahm ein Geldstück und legte es vor ihren Augen fest in seine Rechte. „Ich nehme dies Geldstück. Sie sehen und fühlen es, — glauben es also."

Er schloß seine Finger und hielt ihr die Faust hin.

„Und jetzt ist es fort. Bitte, wollen Sie prüfen!"

Er machte die Hand auf. Das Geld war verschwunden.

„Nein," lachte sie, „das sind nur Spitzfindigkeiten. Die Taschenspielkunststücke können Sie nicht mit den Tatsachen des Okkultismus vergleichen. Sonst wäre das Leben zu dreiviertel Schwindel."

„Zu dreiviertel? Nein. Zu neunzig Prozent. Schwindeln muß ja nicht nur der Berufsmensch im Zirkus, — wir alle beschwindeln uns jede Minute. Uns selbst und die anderen. Wir nennen das dann selbstverständlich nicht Schwindel. Man hat dafür andere, zartere Namen: Behauptung, Beweis, Ueberzeugung, Gesinnung, Belehrung, Rat, Religion und so weiter. Das Ziel ist bei allem das gleiche. Dem anderen das als das Wahre zu zeigen und brav aufzuschwätzen, was man selbst entweder aus Eigennutz wünscht oder wirklich für wahr hält. Wohin Sie auch sehen, — fast alles ist scheinbar, bewußt oder unbewußt Täuschung des Nächsten. Der Kaufmann erklärt seine Ware als beste, beschwindelt den Käufer durch seine Reklame, — denn sonst bleibt er sitzen. Der Lehrer lehrt Dinge, die man ihn gelehrt hat und die zwanzig Jahre darauf nicht mehr wahr sind. Der Pfarrer spricht andauernd mit Ueberzeugung von Dingen des Jenseits, von denen er selber oft weniger weiß als die Pfarrkinder vor ihm. Der Arzt rät dem Kranken, verspricht ihm die Heilung, obwohl er weiß, daß er nur tastend herumsucht und mit ihm Hasard spielt. Der Baumeister macht dir den lockendsten Bauplan und rechnet dir nachher die doppelte Summe, die er dir versprochen. Der Handwerker, Krämer — —"

Sie hielt sich die Ohren.

„Ach, Sie sind entsetzlich! Wem soll man noch trauen, wenn das alles wahr ist?"

„Dem o f f e n e n Schwindler, der sich nicht verleugnet. Dem Schwindler im Zirkus wie dem im Gefängnis. Da weiß man genau, daß sie nur schwindeln wollen."

„Und wem kann man glauben, daß er niemals schwindelt? Es muß doch noch Wahrheit und Wirklichkeit geben."

„Gewiß. Der N a t u r können Sie stets vertrauen. Erst durch das Hineindeuten wird sie zum Schwindel."

Er zog ihre Hand langsam an seine Lippen, um sich zu empfehlen.

„Warum küssen Sie also jetzt meine Finger?" fragte sie unternehmend. „Erklären Sie mir das nach Ihrer Methode."

Er lachte.

„Sehr einfach! Weil Sie mir den M u n d nicht zum Abschiedskuß boten."

Ihr schoß helle Röte bis tief in die Schläfen, doch hielt sie den Blick aus, mit dem er sie neckte.

„Warum würden Sie meinen Mund lieber küssen?"

Er war überrascht durch die offene Frage und kniff leicht die Lippen.

„Ich könnte jetzt sagen: nur weil ich Sie liebe. Doch

das wäre — Schwindel. Es muß richtig heißen: weil ich mich selbst liebe. Nur das ist die Wahrheit. Denn nur wer sich selbst liebt, wünscht sich stets das Schönste."

„Das paßte zu Ihnen!" zog sie ihm die Hand fort. Er neigte sich ruhig.

„Sie sehen, auch dieses Mal hätte ich besser ein wenig geschwindelt, um gnädiger durch Sie entlassen zu werden."

Sie lachte als Antwort und fühlte dabei, daß ihr innerlich gar nicht zum Lachen ums Herz war.

„Ich schwindle auch schon!" bemerkte sie heimlich ...

*

Ahrenberg ließ keinen Tag mehr verstreichen, ohne Krasputins Kunst vor die Menschen zu bringen. Und Krasputins Schönheit. Er wußte die rechte Gesellschaft zu finden. Die älteren Damen eroberte er durch die Demonstration immer neuer Verblüffungen, die er durch allerlei Kniffe erzielte. Er übte den Zirkusberuf jetzt im Alltag. Den Herren gab er Anekdoten zum Besten, die er teils gelesen, teils selber erfunden. Und wenn es erforderlich war, zog er ernste Register und suchte durch wissenschaftliche Aufmachung Glauben zu finden.

Der jüngeren Damenwelt brauchte er nur seinen Schützling zu zeigen, um sicher zu sein, daß sie Krasputins Schönheit, den meerblauen Augen des schweigsamen Russen sofort alle Kräfte und Wunder der Erde zutrauten und für die Echtheit eintraten.

Es kam noch hinzu, daß ihn Krasputin selbst immer mehr von der Notwendigkeit einer Hilfe befreite. Der Russe schien durch seine Wirkung zu wachsen. Er lebte ganz in seinem neuen Berufe. Das Staunen der Menschen, die helle Bewunderung seiner Person und der mit ihm verbundenen mystischen Kräfte war ihm schnell zur täglichen Nahrung geworden. Er sah bald in Ahrenberg nur noch sein Werkzeug, den Manager, der ihm die Leute heranzog. Im übrigen glaubte er an seine Macht über Menschen und Dinge jetzt mit solcher Inbrunst, daß sich dieser eigene Glauben auch in seinem äußeren Wesen ausdrückte. Bescheidene Sicherheit, oft auch ein fanatisches Pathos gaben Krasputin das Gepräge. Und jeder Erfolg, gleichgültig ob er durch ihn oder durch Ahrenbergs korrigierende Hilfe zustande kam, wurde ihm zu Suggestionen, die wieder zur Macht wurden in seiner Seele. Die Suggestionskraft seiner grundlosen Augen genügte schon, ihn für den Kreis sensitiver und fast durchweg auch abergläubischer Menschen, in den Ahrenberg ihn mit Vorbedacht führte, tatsächlich zu einem Geheimnis zu machen und ihm neue Medien leicht zuzuführen. Die Sekte der Krasputinschwärmer wuchs ständig. Von einer Soiree zog man ihn in die nächste. Selbst hohe Personen, die sonst ihre Tore fast ängstlich verschlossen, beeilten sich, ihn wenigstens als Sensation für ihr Haus zu gewinnen und ihn nebenbei ins Vertrauen zu ziehen bei Transaktionen an Börse und Toto. Der Russe begann schneller, als Ahrenberg selbst es erwartet, zur Mode zu werden. Die seit vielen Jahren zur Sitte gewordenen Snobattraktionen exotischer Nackttänzerinnen und -tänzer verblaßten vor Krasputins immer bereiten und neuen Programmen der Menschenverblüffung. Ein Krasputinabend gab stets den Gesprächsstoff für mehrere Tage. Die Presse begann im lokalen Teil seiner bei einigen Festen, auf denen er unter den Teilnehmern auffiel, Erwähnung zu tun. Immer mit einem Zusatz, der ihn noch hervorhob: „Der bildschöne Russe — durch die Eleganz seiner schlanken Erscheinung — der Wundermann, der jetzt zur Mode geworden — Herr Krasputin, von dessen mystischen Kräften man jetzt soviel flüstert ..." Teils gläubig, teils skeptisch — sie waren doch alle bemüht, diesen Modemann selbst einmal kennenzulernen und machten für ihn ungewollte Reklame.

Und Ahrenberg war nicht der Mann, hier zu ruhen. Er knüpfte sein Netz unermüdlich zum Fischfang. Die Presse belieferte er unentgeltlich mit kleinen Notizen und Scherzanekdoten, wie man sie mit Vorzug als Füllsel gebrauchte. In jedem war Krasputin Held der Erzählung. Er schrieb Kreuzworträtsel, in denen der Name des Russen mit vorkam. Die übrigen Mittel verdeckter Reklame, wie Krasputinzeugnisse für Badesalze, Rasiercreme, Pasten, dann Krasputinphotos sowie Zigaretten, das lag alles vorgemerkt in seinem Schreibtisch.

Und Krasputin selbst übte nach seiner Weisung tagtäglich zwei Stunden an allerlei Medien, die er ihm besorgte, und schulte daran seine Suggestionskraft und Selbstüberzeugung.

„Du brauchst dieses Training genau wie ein Boxer!" ermahnte ihn Ahrenberg, wenn er zu faul war. „Nur Arbeit und Uebung erzieht dich zum Meister. Dein Hirn, deine Augen, dein schönes Gesicht sind dein Kapital, auf das ich mein ganzes Vermögen riskierte. Also bitte, mein Lieber!"

Und der Russe gab nach. Der Erfolg zeigte sich ihm ja täglich von neuem. Obwohl er nicht ahnte, daß Ahrenberg schon allmählich begann, die Sache auch finanziell auszuwerten und keinen mehr zu seinem Krasputin ließ, der nicht sein Interesse durch Zahlen erhärtete. Er hatte dafür einen sicheren Blick und stets neue Vorwände. Spesenersatz — Ermüdung des Russen — die Absicht, sehr bald schon ins Ausland zu gehen — ein lockendes Angebot der Konkurrenten.

Seitdem Ahrenberg ihn als Geldobjekt nahm, zog Krasputin seltsamerweise noch mehr an. Die „Aktien" Ahrenbergs stiegen rapide.

In der dritten Woche wechselten beide ihr erstes Logis und zogen im vornehmsten Viertel der Stadt in eine Etage von prunkhaften Räumen. Der Russe ging noch immer staunend umher und sah sich nicht satt an dem äußeren Reichtum der Möbel und Teppiche, der ihn umgab.

„Wie sollen wir das nur bezahlen?" fragte er.

„Bezahlen?" gab Ahrenberg lachend zurück. „Wer spricht von Bezahlen? Frau Rosa Valett, die zu ihren Kindern ins Ausland verreiste, war glücklich, dem Manne, den jetzt alle Welt so begeistert verehrt, ihr Heim für die Zeit ihrer Abwesenheit anbieten zu dürfen. Natürlich umsonst. Als ihr Gast. Sie weiß ja, daß ihr das nur Glück bringen kann, — na, zum wenigsten habe ich es ihr gesagt."

Er klopfte die schwere Importe vergnügt auf den Rand einer wertvollen Glasolettschale.

„Ah — übrigens sieht man allmählich auch ein, daß du eine Stärkung zum Wundertun brauchst. Die Firmen Bach, Herzog und Black schickten Wein und Konserven, Zigarren und sowas für deinen Bedarf. Sie bitten nur um die Bestätigung, daß dir die Sendung geschmeckt hat. Ich habe die Wische schon auf deinen Schreibtisch gelegt. Hau' mir deinen Namen nachher darunter!"

Der Jüngere schüttelte staunend den Kopf und ging in sein eigenes Zimmer hinüber. Er fühlte in sich einen zwingenden Drang, zu schreien, zu weinen, durch irgend etwas den Jubel zu zeigen, der jetzt in ihm tobte. Seit Wochen war er wie in dauerndem Rausch, wie in einem Märchen, und — wachte nicht auf! So mußte es sein, wenn ein Hungernder plötzlich das große Los fand, — ach, auch das war gering gegen das, was er hatte: die Macht über Menschen, den Glauben an ihn als den kommenden Mann, den Propheten der Mode. Vor Wochen war er noch ein Nichts, ein Prolet, und heute — er schloß seine Augen vor Jubel und atmete tief. Die Welt kam schon zu ihm, bot ihm alles an, nach dem er begehrte, bevor er noch fragte. Sie mußten so handeln, die Menschen um ihn. Sie waren nur Werkzeuge höherer Macht. Des Schicksals, das ihn zu der Höhe geführt, auf der er jetzt stand. Und die doch erst ein Anfang war zu seinem Flug in die weitere Welt. — Deutschland, England, Frankreich hatten schon Bilder und Texte gebracht. Bald würden Millionen — —

Sein Blick sah verklärt auf die Wipfel des Parks, der vor seinem Fenster im Sonnenlicht träumte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bienentragödie.

Von J. Herrmann.

Jedermann, der sich nur einigermaßen mit naturwissenschaftlicher Lektüre befaßt hat, ist der feine Geruchssinn dieses kleinen Insekts bekannt. Es ist auch bekannt, welch weite Strecken oft Bienen, Wespen, Hummeln u. a. zurücklegen, um auf eine süße Weide zu gelangen. Auf dem Lande kann man dies überall beobachten. Doch auch in einer großen Stadt, im unübersehbaren Häusermeer, ja selbst im Innern der Stadt könnt Ihr euch hievon überzeugen. Während des ganzen Jahres kommt in eure Wohnung nicht eine einzige Wespe geflogen. Sobald man aber im Frühherbste einen Teller mit süßen, duftenden Birnen oder anderem Obste ans Fenster stellt, — siehe da! Binnen kurzem ist das Obst mit Wespen bedeckt. Ja, wo sind denn die bisher unsichtbaren Gäste auf einmal hergekommen? Vermöge ihres hochentwickelten Geruchssinns haben sie den süßen Duft von weitem wahrgenommen. Kein anderes Lebewesen, am wenigsten der Mensch, besitzt einen derart ausgeprägten Geruchssinn wie dieses kleine Insekt.

Manchmal jedoch, führt dieses scharfe Sinnesorgan die kleinen Flügler geradezu ins Verderben, in Fällen, in denen ihr sonst unfehlbarer Instinkt getäuscht wird. Ich selbst war vor einiger Zeit Zeuge eines solchen kleinen Bienendramas. Mit Rücksicht auf die Bedeutung der Bienenarbeit und ihre Verdienste um die Befruchtung der Obstblüten, mit Rücksicht auch auf die Bienenzüchter, möchte ich fast sagen, daß ich eine Bienenkatastrophe, eine Bienentragödie miterlebt habe.

Am letzten Augusttage fand in der Vorstadt ein Jahrmarkt statt. Unter anderem gab es auch da ein paar Zelte „Zuckerzeug" mit allerlei Mandeln, Lebkuchen und Brezeln, wie man sie von allen Kirchweihfesten her kennt. In großen Mengen gab es da die sogenannten Zuckermandeln, besser gesagt vielleicht „Zuckernüsse", die mit einer undefinierbaren, süßen, ziegelfarbigen Masse übergossen waren. Ein Leckerbissen, der bei der lieben Jugend sehr beliebt, — wenn auch vom gesundheitlichen Standpunkt aus von zweifelhaftem Wert war. Da erhob sich Wind — es war gerade an diesem Tage sehr windig — und weht allen Straßenstaub und die Körnlein der trockenen Viehexkremente auf das Zuckerwerk.

Wie ich auf den Marktplatz komme, gewahre ich schon von weitem über den Krämerzelten mit den Zuckerwaren seltsame Wolken, die aufstiegen, sobald der Krämer sie mit seinem Stocke, an dem ein Papierfederwisch befestigt war, bedrohte, die sich aber gleich wieder auf die Waren niederließen, sobald der Papierwisch verschwand. Ich trete näher und sehe, daß es Wolken sind, Wolken von Bienen. Tausende, nein Hunderttausende kleiner Schöpferinnen von Honig und Wachs. Die Bewohner nicht eines, nein, vieler Stöcke. Sicherlich alle Bienen der Stadt und vielleicht auch aus der Umgegend. Eine unübersehbare, unzählige Menge von Bienen. Die Verkäufer und Verkäuferinnen suchen sie mit den Händen zu verscheuchen und — merkwürdigerweise — keine setzt sich jemandem auf die Hand, — nicht eine einzige sticht. Sie weichen den Händen aus, und stürzen sich wild und begierig auf dieses keineswegs verlockende, grellfarbige Zuckerwerk. Ich probiere es selber. Verjage sie mit der Hand — doch keine einzige Biene verwundet mich. Sie sehen nichts, riechen nichts außer diesen Zuckernüssen. Sie stürzen sich mit solcher Gier darauf, daß das verräterische Zuckerzeug geradezu unter den Augen schwindet und man nur noch die Bienenschwärme gewahrt, die in mehreren Reihen übereinander die lockende Beute erstürmen, wobei eine die andere zur Seite stößt, sich durch die untere Schicht hindurchzwängt, um mit aller Gewalt den süßen Bissen zu erringen.

Ich sehe mir dieses Schauspiel an, um mich herum hat sich eine Gruppe anderer Zuschauer versammelt, und ich sage zu einem der Krämersleute:

„Herr Gevatter, die Bienchen fressen es Ihnen doch weg, ehe Ihr es verkauft."

„Ach, durchaus nicht," antwortete der Händler lachend. Die gehen alle drauf. Sie saugen und saugen solange, bis sie umfallen."

„Wieso denn?" frage ich ungläubig.

„Weil das alles aus Aether und derlei ähnlichen Dingen hergestellt ist. Da, schauen Sie her."

Und, seine Fliegenklappe schwingend, zeigte er auf das Pflaster neben dem Stande. Es war mir vorher nicht eingefallen, dorthin zu schauen. Jetzt blickte ich hin. Und ich erstaunte. Auf dem Pflaster unter und neben diesen „Zuckerwerk"-Zelten liegen Tausende, ja vielleicht Hunderttausende kleiner Bienenleichen, Bienen neben Biene — das ganz Pflaster ist mit ihnen bedeckt. Unbeweglich, tot liegen sie da, und mag auch manche nur betäubt sein, — keine bringt mehr die Kraft auf, in den Stock zurückzufliegen. Denn Hundert Vorübergehende zertreten die kleinen Bienenkörperchen.

Was für eine Tiertragödie spielt sich hier ab! Das ganze Bienenvolk flog am Morgen aus, Honig zu suchen. Der verräterische Duft des Zuckerwerks lockte sie auf den Markt. Die verräterische Hülle der in Aether oder vielleicht auch in einem giftigen Farbmittel getränkten Zuckernüsse bedeutete für sie das Verderben. Ich erinnerte mich in diesem Augenblick eines Freundes, eines Bienenzüchters, an dessen Bienenkörbe ich ein paar Tage vorher gestanden hatte, um das schwirrende Treiben der Bienen im Flugloch und auf den Blumen im Garten zu beobachten. Sicherlich befinden sich auch seine Schwärme bei dem verderblichen Schmause, und auch von ihnen wird nur ein kleiner Teil heimkehren.

Und ich erinnerte mich des von so vielen Naturforschern gepriesenen Tierinstinktes — des Instinktes besonders der Insekten. In diesem Falle schützte er jedoch nicht einmal die armen Bienen vor der Vernichtung. Die Ziege frißt kein einziges Giftpflänzchen, die Kuh weicht auf der Weide der verlockenden Herbstzeitlose aus, die arme Biene aber läßt sich von Süßigkeiten verlocken und bemerkt nicht, daß sie in ihrem Inneren Gift bergen. Die Stöcke der Imker werden abends fast leer sein, denn hier auf dem Pflaster verenden die Tiere, die unermüdlich für die menschlichen Leckermäuler und Kranken den lieblichen, wohltätig wirkenden Honig erzeugt haben.

Wir alle, die wir diese Vernichtung mitansehen mußten, wurden traurig gestimmt, denn es gab keine Rettung für die Bienen. Ich aber dachte: ist ein Leckerbissen, der Bienen vergiftet, wohl für den zarten Körper der Kinder geeignet? Er ruft zwar keine sofortige Vergiftungserscheinung hervor, ob er aber nicht doch die Ursache mancher Krankheiten und Erkrankungen der Jugend ist, die gar oft der Arzt nicht zu erkennen vermag?

Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit.

Von Dr. Adolf Marcuse,
Professor an der Universität Berlin.

„Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne der Toren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht."
(Schiller.)

Lebenskraft und Todesnacht stellen die beiden großen Perioden in der Entwicklung der organischen wie der unorganischen Natur dar. Am Himmel sehen wir plötzlich einen neuen Stern aufleuchten, dessen Licht vielleicht Jahrtausende gebrauchte, ehe es zu uns gelangte; bei seiner raschen Bewegung durch die Nebelmassen des Universums nimmt das neue Gestirn schnell an Helligkeit zu. Allmählich aber läßt die Lichtintensität nach, und schon im Verlaufe einer relativ kurzen Spanne Zeit verschwindet wiederum jener helleuchtende Stern für unsere Wahrnehmung. Werden und Vergehen im Universum.

Und was eigentlich im Makrokosmus erkannt wird, sehen wir fortwährend im Mikrokosmus unseres Erdenganges als Leben und Sterben im Menschendasein, ein unabwendbares Naturgesetz! —

Alexander von Humboldt erzählt sinnreich und schön in seinen klassischen „Ansichten der Natur" von zwei herrlichen Gemälden, die im alten Syrajas das Volk zu Staunen und Bewunderung hinrissen. In dem einen sah man wohlgebildete Jünglinge und Mädchen, die Arme verlangend gegeneinander ausstreckend, aber die Augen ernst nach einem Genius gerichtet, der, vom lichten Schimmer umflossen, in ihrer Mitte schwebte. Auf des Genius Schulter saß ein Schmetterling, und seine Rechte hielt eine lodernde Fakel empor. So sah er gebieterisch auf Jünglinge und Mädchen herab, die seinem Zauberblicke gehorchten.

Auf dem zweiten Bilde, ein Gegenstück des ersten, stand ebenfalls der Genius in der Mitte, aber ohne Schmetterling und gesenkten Hauptes, die erloschene Fackel zur Erde gekehrt. Der Kreis von Jünglingen und Mädchen, deren Blicke jetzt wilder Begierde Entfesselung ankündigten, stürzte in mannigfacher Umarmung gleichsam über den Genius zusammen.

Welches ist nun die Deutung jener beiden seltsamen Bilder? Das erste Gemälde stellt die Lebenskraft dar; die irdischen Elemente, begierig sich zu mischen, werden dennoch von dem Genius des Lebens mit hochlodernder Fackel gezwungen, seinen Gesetzen zu folgen. Das andere Kunstwerk schildert das Bild des Todes; aufwärts entschwebt ist der Schmetterling, ausgelöscht die umgekehrte Fackel und gesenkt des Genius Haupt. Jetzt treten nach erstorbener Lebenskraft die irdischen Stoffe in ihre Rechte ein und folgen, der Fesseln entbunden, ihren Trieben allein.

Mit dieser naturwissenschaftlichen Deutung von Leben und Tod verwandt, aber doch viel höher stehend als jene, ist unsere ethische Auffassung von Lebenskraft und Todesnacht. Solange noch des Daseins Funke in uns glimmt, regiert im Menschen der Genius der Weisheit, Stärke und Schönheit. Er führt uns auf allen Lebenswegen aufwärts zu den Idealen, die in der Selbsterkenntnis, Selbstbeherrschung und Selbstveredelung siegreich über die rohen Kräfte der Materie triumphieren. Aber, sobald auf dem durch jene Ideale erleuchteten Lebenswege der menschlichen Wanderung letztes Ziel, der Tod, erreicht wird, dann tritt ein plötzlicher Umschwung ein. Die Materie siegt jetzt über den Geist, und machtlos scheint jener Genius der Weisheit, Schönheit und Stärke mit ausgelöschter Fackel im Dunkel einer ewigen Nacht dazustehen.

Doch diese, nur scheinbare Finsternis des Todes, welche den abgeschiedenen Lebenswanderer umfängt, wird für die auf der

Wanderung noch Zurückbleibenden zum verklärten Lichte durch die ewig leuchtenden Fackeln der Pietät, die Wirken und Walten des Verstorbenen im Geiste und im Herzen seiner Mitmenschen zu entzünden vermocht hat. So entsteht durch das aufdämmernde Bewußtsein der Ewigkeit eines in uns vorgebildeten Künftigen die Sehnsucht des Geistes nach Unsterblichkeit. Und die aus solchen Regungen entspringende Pietät ist wiederum die Wurzel aller Tugenden, der Stamm, aus dem alle moralischen Lehren unseres Lebens hervorwachsen; ein Lebensbaum am Grabe!

In diesem Sinne gilt auch das bekannte Wort Goethes:

„Des Todes rührendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.“

Der Tod darf uns nicht schrecken, wir müssen jener unabwendbaren Naturnotwendigkeit mit Ruhe entgegensehen und wir sollten alle unsere Handlungen so einrichten, daß unseres Lebens Ende zugleich unserer Unsterblichkeit Anfang werde. Dann erfüllen sich auch die herrlichen Worte des Dichters:

„Vor dem Tode erschrickst du, du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.“

Landstraße.

Die Landstraße ist auf beiden Seiten von Wassergräben und Obstbaumreihen begrenzt. Zwischen diesen Grenzen windet oder dehnt geradeaus sich die rasende oder trabende oder fußgehende Bewegung. Der Schnelle wird von dem Schnelleren überholt. Der Langsame schluckt allen Staub. Der allen Staub schluckt, ist ein landstreichender Geselle. Er geht genau auf seiner rechten Straßenseite, zählt die Kilometerzahlen an den Steinen und hat sonst wenig Sorgen. Hinter ihm klingeln die Radfahrer ihr Signal, die „Herren Radfahrer“, sagt er —, sie haben doch Platz genug für ihre Kurve! Die Ochsengespanne gehen beinahe genau in der Tempostufe des Landstreichers. Auch die Pferdewagen, sofern ein Peitschenknall nicht Trab kommandiert, trotten verträumt. Dann kommen die Zwischenstufen: das Kleinmotorrad und das Leichtautomobil. Sie radauen wie ihre großen Rivalen, aber es steckt nicht viel dahinter. Das große Tempo beherrscht das Großmotorrad. Der Landstreicher sieht von ihm, wenn es ihn überholt, kaum mehr als den Staub, den es aufwirbelt. Das Signal des Schwerautomobils ist stets respektgebietend. Im Augenblick seines Ertönens drängt alles brav auf die rechte Seite. Vorsichtig balanziert der Landstreicher neben seinem Graben, die „Herren Radfahrer“ kurven zur Ordnung, die kleinen Motore biegen nach rechts. Das Schwerautomobil schnaubt vorbei. Hinter ihm liegt die Welt, zu Staub geworden.

Dem Landstreicher entgegen trottet ein Landstreicher. Auch er geht genau auf seiner rechten Straßenseite. Die Begegnung ist harmlos. Sie wirbeln nicht Staub auf, keiner ist neiderfüllt, denn ihr Tempo ist das gleiche. Sie haben Zeit, einen Gruß zu tauschen. Sie haben Zeit, Ratschläge zu erteilen, denn der eine will zu dem Ziele, das der andere hinter sich hat, und Ratschläge kreuzen wie die Wege. Der Ochsenwagen träumt an dem in anderer Richtung rollenden Ochsenwagen vorbei, blöd glotzen die Augen der Tiere, die Hörner laufen Gefahr, mit Hörnern in Konflikt zu kommen, und des öfteren brüllt das Vieh. Auch die Pferdewagen begegnen sich in gemächlichem Tempo. Anders ist es bei den „Herren Radfahrern“. Sie haben ihr Tempo, ein wenig Ehrgeiz in den Waden, und das Vorbeiradeln gestattet nur ein kurzes Blickstreifen. Die Kleinmotorradler knattern an den Kleinmotorradlern vorbei. Es wird jeder wütend über den Benzingestank des anderen. Das Großmotorrad taucht in den Staub unter, den das ihm begegnende aufwirbelt. Beide verschwinden. Das Schwerautomobil begrüßt das auf es zu rasende Schwerautomobil mit einem Hupenjauchzer, biegt so weit als möglich nach rechts, rast vorbei und macht sich nicht viel aus dem Dreck des andern, sein Tempo hilft ihm schnell hindurch. Es hat etwas von jener Gleichgültigkeit, mit welcher der Landstreicher über manches sich hinweghilft: über den Schuh, der drückt, über das Geld, das ausgeht, über den Bart, der wächst . . .

Wenn ein kleines Tempo auf ein ihm entgegenkommendes großes Tempo zusteuert, so geschieht dies mit einer Nervosität, welche wohl von einem Neid verursacht und für ein Höchstmaß der Geschwindigkeit zur eleganten Umkurvung des Gegners ausgenutzt wird. Nur den Landstreicher kann solche Begegung nicht aus der Ruhe seines Trottes bringen. Er hat seine rechte Straßenseite, sein harmloses Tempo, er zählt die Kilometerzahlen, auch der Staub kann ihm nicht viel anhaben. Er genießt die Landstraße, wie die anderen ihr Tempo genießen mögen.

Er streckt im Schatten der Bäume sich aus, beim trockenen Graben, auf dem Graspolster. Er denkt: Diese Landstraße ist ein winziges Aederchen im Landstraßenkomplex des Kontinents. Sie beginnt irgendwo und führt irgendwo hin. Und wo sie beginnt, und wo sie endet, beginnt oder endet wiederum eine Landstraße. Oder sie mündet in eine größere Straße, wie auch in sie zahlreiche Nebenlandstraßen münden. Sie kreuzt manche Straßen, die wiederum Straßen kreuzen. Ueberall kann ich hingelangen. Mir gehört auch der Graben, der Schatten gehört mir, und für mich reifen die Früchte der Bäume. Irgendwo liegt mein Ziel. Ein glücklicher Zufall bringt mich hin . . .

In den Sand der Landstraße graben sich die Spuren der Räder. Sie laufen geradeaus in genauen Parallelen, schlängeln ab und zu, und manchmal bilden sie zierliche Ornamente. Daneben sind breit und gewichtig die Fußtapfen des Landstreichers. Das wäre ein Bild, das einem Bildner zum Ruhm verhelfen könnte — ein Stück Landstraße, Vogelperspektive, Rad- und Fußspuren, Ochsen- und Pferdehufspuren . . . sonst nichts, den Namen rechts unten in die Ecke, den Titel in den Katalog der Ausstellung: Landstraße. Er könnte auch stilisierend aus Kurven und Linien und Tappen und einem Hufeisen, das verloren ging, eine Landstraßenromantik auf die Leinwand zaubern.

Ueber unserem Landstreicher reifen die Früchte. Er kann mit der Hand nach ihnen greifen. Er hat nicht viel Gewissen; er tuts. Er kaut auf beiden Backen. An ihm vorbei radeln die „Herren Radfahrer“, rattern die Leichtmotore, rasen Motorrad und Automobil. Er schluckt den Staub und die Früchte der Bäume. Er ist glücklich. Ihn quält nicht ein Ziel. Ihm bangt nicht ums Tempo. Er hat ein Achselzucken für den Schuh, der drückt, für den Bart, der wächst, das immer nur zu einem Schnaps reichen will, im Wirtshaus eines Dorfes an dieser Landstraße. **Leon Hard.**

✦ Allerlei Wissen. ✦

Todestäler. Im Innern Javas gibt es Gegenden, in denen dem Boden reine Kohlensäure entströmt, die sich in engen Taleinschnitten manchmal so dicht ansammelt, daß jeder, der zufällig in die Nähe dieser Stellen gelangt, fast augenblicklich erstickt. Die Gefahr ist um so größer, als Kohlensäure bekanntlich gänzlich geruchlos und daher vorher nicht wahrzunehmen ist. Einen dieser höchst gefährlichen Plätze haben nun die Javaner „Todestal“ genannt, und zwar mit Recht, da wirklich schon viele Menschen durch die unheimliche Ausströmung den Tod fanden. — Ein anderes Todestal liegt im Südosten Kaliforniens und wird so genannt, weil es an keiner Stelle der Erde so heiß und trocken ist wie hier. So hat man z. B. im Jahre 1914 einmal eine Hitzetemperatur von 56,70 C gemessen, während die durchschnittliche Juliwärme über 37 Grad beträgt. Die Regenmenge des ganzen Jahres beläuft sich im Todestal auf 7½ Millimeter.

Wie finden die Bienen zu ihrem Stock zurück? Ueber das Heimkehrvermögen der Bienen wurden schon verschiedene Versuche angestellt. So z. B. die Versuche von Bethe, die ergaben, daß Bienen, nachdem man ihren Stock anderswo hingebracht hatte, gleichwohl den richtigen Heimweg fanden, ferner die Fabreschen Versuche, in deren Verlauf die aus ihrem Stock entfernten und in einem dichten Wald freigelassenen Bienen den Weg doch zurückfanden, wogegen bei anderen ähnlichen Versuchen die Bienen sich nicht mehr zurückfanden. Nach den Untersuchungen von Mac Bride, über die die Umschau berichtet, beruht das Heimkehrvermögen der Bienen allein auf ihrem Geruchssinn, der seinen Sitz in den Augen und Fühlern der Tiere hat. Im Jugendzustand lernen sie durch Orientierungsflüge die Umgebung des Stockes kennen, und die Kenntnis dieser Umgebung führt sie zunächst auf den richtigen Weg, während der Stock selbst mit Hilfe der Geruchsorgane — die den „Heimatgeruch“ genau kennen — gefunden wird.

Eine seltsame Jagdmethode. Das in Brasilien einheimische sog. Paca (Aguti paca), ein großes Nagetier, wird wegen seines schmackhaften Fleisches von den Eingeborenen viel gejagt. Die Jagd auf die Pacas erfolgt jedoch, wie Köhler erzählt, auf eine ganz eigentümliche Art. In der Nähe der Plätze, an denen die Tiere regelmäßig nachts vorüberwechseln, stellt man nämlich einfach ein brennendes Talglicht auf. Beim Anblick des plötzlich auftauchenden hellen Lichtes bleiben die Tiere dann gewöhnlich wie gebannt stehen, und es gelingt nun leicht, sie in diesem momentanen Schreckzustand abzuschießen. Selbst der Jaguar wird von den Brasilianern auf der Talglichtjagd erlegt.

✦ Fröhliche Ecke. 

Er probiert's ab!

Fritzchen ist ins Wasser gefallen und kommt triefend nach Hause. Mutter steckt ihn vorsorglich ins Bett, der Vater aber ruft: „Na warte, Bengel, werde du erst warm, dann bekommst du deine Keile!“

Bruder Hans rührt sich nicht vom Bett und streichelt Fritzchen. Nach einer Weile ruft er ganz wichtig und frohlockend: „Vadder! Jetze ist'r warm!“

Im Eifer.

Er: „Daß ich gerade dich zur Frau nehmen mußte! Ich bin der größte Schafskopf des Jahrhunderts!“

Sie: „Aber Hugo — —“

Er: „Still — keinen Widerspruch!“

O weh!

Herr: „Denken Sie, meine Frau ist so ungebildet, sie verwechselt immer mich und mir!“

Dame: „Mein Mann ist noch ungebildeter, der verwechselt immer mich und mein Stubenmädchen.“

Kasernenhofblüte.

„Wenn ich Sie einen Heuochsen nenne, so ist das eine Beleidigung, aber nicht für Sie, sondern für den Ochsen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.